

Ursula Köstler, Frank Schulz-Nieswandt

Genossenschaftliche Selbsthilfe von Senioren

Motive und Handlungsmuster
bürgerschaftlichen Engagements

Kohlhammer

Ursula Köstler
Frank Schulz-Nieswandt

Genossenschaftliche Selbsthilfe von Senioren

Motive und Handlungsmuster
bürgerschaftlichen Engagements

Verlag W. Kohlhammer

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© 2010 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart

Gesamtherstellung:

W. Kohlhammer GmbH + Co. KG, Stuttgart

Printed in Germany

ISBN 978-3-17-021040-0

E-Book-Formate:

pdf: ISBN 978-3-17-029564-3

Geleitwort

Gegenseitiges Helfen und gegenseitige Unterstützung sind wichtige Bestandteile einer lebendigen und vitalen Gesellschaft. Dies gilt gleichermaßen für die soziale und gesellschaftliche Teilhabe und für die Mitwirkung älterer Menschen, die nicht nur einen immer größeren Anteil unserer Bevölkerung ausmachen, sondern häufig bis ins hohe Alter tatkräftig und aktiv sind.

Der Trend zum aktiven Alter, das mit Schaffenskraft und gesellschaftlichem Engagement einhergeht, manifestiert sich auch im Rahmen von Seniorengenossenschaften. Die Mitglieder, die in diesen Initiativen zusammengeschlossen sind, unterstützen sich gegenseitig – im Haushalt, bei den alltäglichen Erledigungen, aber auch bei der Freizeitgestaltung. Dabei zeigen die Seniorengenossenschaften in eindrücklicher Weise, dass Eigeninitiative und gelebte Solidarität von älteren Menschen für beide Seiten viel bewegen können. Insofern sind Seniorengenossenschaften ein gutes Beispiel für die gesellschaftlichen Chancen und Potenziale, die der Lebensabschnitt Alter bietet.

Ältere Menschen in ihrem Engagement zu unterstützen und zu bestärken ist ein zentrales Anliegen der Robert Bosch Stiftung. Um eine zielgenaue Förderung entsprechender Initiativen zu ermöglichen, sind wir daran interessiert zu erfahren, warum und in welchen Bereichen sich Senioren engagieren und welche Handlungsmuster ihrem Engagement zugrunde liegen. Vor diesem Hintergrund begrüßen wir die vorliegende Studie und wünschen uns, dass sie dazu beitragen wird, die Idee der Seniorengenossenschaften und der gegenseitigen Unterstützung von Senioren durch Senioren in Deutschland weiter voranzubringen.

Wir sind davon überzeugt, dass es die konkreten Erfahrungen im lokalen Umfeld sind, die dazu führen, dass sich das in der Gesellschaft vorherrschende Bild vom Alter zum Besseren wandelt und langfristig wahrgenommen wird, dass der Lebensabschnitt Alter neben Entwicklungsgrenzen vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten beinhaltet.

Stuttgart, im Frühjahr 2010
Robert Bosch Stiftung

Inhalt

Vorwort	11
1 Netzwerke zur Lösung sozialer Probleme	13
1.1 Netzwerke als Form und als Norm	13
1.1.1 Zwei idealtypische Formen von Netzwerkbeziehungen	14
1.1.2 Realtypische Formen von Netzwerkbeziehungen	16
1.1.3 Motivik des Gebens und die Qualität von Netzwerkbeziehungen	17
1.1.4 Reziprozität und Gabe	17
1.2 Hilfe zur Selbsthilfe	19
1.2.1 Bürgerschaftliches Engagement	20
1.2.2 Die Idee Seniorengenossenschaft	22
2 Vorgehen des Forschungsvorhabens	26
2.1 Forschungsfragestellung	26
2.2 Ziel und Verwendungszusammenhang	27
2.3 Forschungsdesign	29
2.4 Ablaufplan des Forschungsprozesses	31
2.5 Keine Seniorengenossenschaften in Ostdeutschland	33
2.6 Qualitative Erhebung	35
2.6.1 Herangehensweise	35
2.6.2 Interviewleitfaden	36
2.6.3 Ergänzender Fragebogen	38
2.7 Die Befragung	42
2.7.1 Seniorenhilfe Langen	42
2.7.2 Erweiterte Befragung ehrenamtlich Tätiger	46
3 Beschreibung der Untersuchungseinheit der Befragung der Mitglieder der Seniorengenossenschaft	48
3.1 Engagementfelder bis zum Eintritt in die Seniorengenossenschaft	48
3.2 Zeitpunkt des Eintritts in die Seniorengenossenschaft	50
3.3 Altersstruktur der Interviewpartner	52
3.4 Einige Lebenslagedimensionen der Befragten	53
3.4.1 Finanzielle Situation	53
3.4.2 Wohnen	56
3.4.3 Familiäre Netzwerke	57
3.4.4 Außerfamiliäre Netzwerke	58

3.5	Besonderheiten des Interviewmaterials	58
3.6	Zusammenhang zwischen Zufriedenheit, Gesundheit und Engagement.	59
4	Entscheidungsprozess für den Eintritt in eine Senioren-genossenschaft und die dortige Aufnahme eines Engagements anhand von Entscheidungsbäumen	62
4.1	Der Entscheidungsprozess aus der Sicht des Individuums	63
4.2	Entscheidung: Eintritt in die Senioren-genossenschaft	65
4.2.1	Ereignisse	68
4.2.2	Statuspassagen	70
4.3	Entscheidung: Engagement oder kein Engagement	73
4.3.1	Intrinsische Motivation	76
4.3.2	Extrinsische Motivation	85
4.3.3	Crowding-in der Motivation	88
5	Handlungslogiken der Senioren-genossenschaftler	90
5.1	Einbettung des Entscheidungsprozesses in erworbene Handlungsmuster	90
5.2	Vorgehen bei der Auswertung der Handlungslogiken	91
5.3	Arbeitshypothese	93
5.4	Einzelfallrekonstruktionen des Typus sinnsuchender Idealist	97
5.4.1	Suchen und Finden der Heimat: Herr Kempf	97
5.4.2	Suchen und Finden von Erfolgserlebnissen: Herr Breitenstein	103
5.4.3	Strukturierung des Rentnerlebens: Herr Belz	110
5.4.4	Zusammenfassende Übersicht des Typus sinnsuchender Idealist	113
5.5	Einzelfallrekonstruktionen des Typus Krisen-Manager	115
5.5.1	Suche nach Abwechslung: Frau Reindl.	115
5.5.2	Ablenkung in einer krisenbehafteten Lebenslage: Frau Holst	118
5.5.3	Suchen und Finden von Kontakten/einer Bezugsperson: Frau Talheim.	122
5.5.4	Suchen und Finden eines Familienersatzes: Frau Gerlach	128
5.5.5	Zusammenfassende Übersicht des Typus Krisen-Manager	135
5.6	Einzelfallrekonstruktionen des Typus Option zur Gegenleistung	137
5.6.1	Option auf zukünftige Hilfe: Herr Lenz	137
5.6.2	Option auf Gegenseitigkeit: Frau Münch	140
5.6.3	Passungsgerechte finanzielle Rahmenbedingungen: Herr Küster	145
5.6.4	Zusammenfassende Übersicht des Typus Option zur Gegenleistung	151

5.7	Einzelfallrekonstruktionen des Typus randständiges, freizeitorientiertes Gelegenheitsengagement	153
5.7.1	Mobilisierung externen Engagementpotenzials: Herr Herrmann	153
5.7.2	Mobilisierung internen Engagementpotenzials: Herr Lambert	158
5.7.3	Suche nach Lösungen der Neuorientierung: Frau Cramer	161
5.7.4	Suchen und Finden von Netzwerken: Frau Lumer	167
5.7.5	Zusammenfassende Übersicht des Typus randständiges freizeitorientiertes Gelegenheitsengagement	171
6	Sichtweise zu Zeitgutschriften bei ehrenamtlich Tätigen	174
6.1	Sichtweise zu Zeitgutschriften der Mitglieder eines Seniorenbüros in Westdeutschland	174
6.2	Sichtweise zu Zeitgutschriften engagierter Bürger in einer Freiwilligenagentur in Ostdeutschland	179
6.3	Kurzer Vergleich	182
7	Lebenszyklus von Seniorengenossenschaften	183
7.1	Gründungsphase	183
7.2	Etablierungsphase	184
7.3	Stabilisierungsphase	186
7.4	Umbruchphase	187
7.5	Langfristige Stabilität von Seniorengenossenschaften	188
8	Anreizstrukturen und kulturelle Entfaltungskontexte für die Förderung seniorengenossenschaftlichen Engagements	190
8.1	Seniorengenossenschaften als solidarfähige Gegenseitigkeitsgebilde im Lichte der Netzwerkforschung	190
8.2	Der morphologische Blick	194
8.3	Die zentrale Funktion des <i>Social Support</i>	196
8.4	Das Präventionspotenzial der gesundheitsbezogenen sozialen Selbsthilfe	197
8.5	Gesundheitspolitik als Gesellschaftspolitik – wer zahlt?	198
8.6	Öffentliche Förderung und soziale Kontrolle	199
8.7	Das anthropologische Gleichgewicht wahren!	199
8.8	Selbsthilfebewegung und die Wiedergewinnung der Kommunalität	200
	Literatur	202
	Anhang: Interviewleitfaden, Fragebogen	208
	Stichwortverzeichnis	218

Vorwort

Das Forschungsprojekt *Motive und Handlungsmuster von Bürgerinnen¹ und Bürgern in Seniorengenossenschaften* ist eine explorative Studie zu Initiativen des Dritten Sektors, die auf Grundlage der Gegenseitigkeitsökonomik arbeiten. Das Forschungsprojekt wurde von der Robert Bosch Stiftung wissenschaftlich begleitet und finanziert. Das Seminar für Sozialpolitik der Universität zu Köln ist der Robert Bosch Stiftung zu großem Dank verpflichtet, denn gerade die nahe wissenschaftliche Anbindung hat wesentlich zum Erfolg des Forschungsvorhabens beigetragen. Weiterhin bedanken wir uns bei Dr. Petra Huck von der Technischen Universität München für zahlreiche wissenschaftliche Anregungen und Diskussionsbeiträge, denen auch die Funktion einer Supervision zukam, die bei einem qualitativen Forschungsvorhaben wie diesem zum erfolgreichem Abschluss zwingend notwendig ist.

Hilfe zur Selbsthilfe ist ein aktuell diskutiertes Thema. Mit der politischen Idee der Seniorengenossenschaft werden traditionelle Formen der Solidarität wiederentdeckt. Die Basis bilden langfristige generalisierte Reziprozität, soziales Vertrauen und zwischenmenschliche, gabeorientierte Kooperation innerhalb des Beziehungsnetzes Seniorengenossenschaft. Bürgerinnen und Bürger leisten bürgerschaftliches Engagement in der genossenschaftlichen Form der Hilfe auf Gegenseitigkeit. Anhand von Biographieverläufen in Seniorengenossenschaften aktiver Bürger zeigt das Forschungsprojekt *Motive und Handlungsmuster von Bürgern in Seniorengenossenschaften* Verlaufsformen und Sinnorientierungen des Engagements auf. Das fallrekonstruktive Vorgehen ermöglicht die Erarbeitung einer Typologie seniorengenossenschaftlichen Engagements. Die Typologie legt die individuellen Faktoren, kontextuale Faktoren und konstituierende Rahmenbedingungen offen, die seniorengenossenschaftliches Engagement begünstigen, aber auch solche, die seniorengenossenschaftliches Engagement be- und verhindern. Übergeordnetes Ziel ist es, Anreizstrukturen für die Förderung seniorengenossenschaftlichen Handelns auf kommunaler und gemeindeorientierter Ebene aufzuzeigen. Das Forschungsprojekt wählt eine halbstandardisierte Interviewführung. Die narrativ-biographische Interviewführung wird durch einen leitfadengeführten Nachfrageteil ergänzt.

1 Wir bitten die weiblichen Leser, sich auch dann angesprochen zu fühlen, wenn wir uns aus Gründen des Textflusses auf die männliche Form beschränken.

Der explorative Charakter des Projekts bestimmte die Dynamik des Forschungsprozesses. Wegbahnend für den Forschungsverlauf waren ein am Seminar für Sozialpolitik der Universität zu Köln abgehaltener Workshop (April 2007) und ein in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung durchgeführter Expertenworkshop (November 2007), gerade Letzterer gab wegweisende Hilfen im methodischen Bereich. Da es derzeit im Osten Deutschlands keine Seniorengenossenschaften gibt, wurde das Forschungsprojekt um eine Befragung ehrenamtlich Tätiger in einem westdeutschen Seniorenbüro und einer ostdeutschen Freiwilligenagentur erweitert.

Die Wegführung unseres Forschungsberichts ist wie folgt: Kapitel 1 beginnt mit theoretischen Überlegungen, die das Forschungsfeld abstecken und die Idee Seniorengenossenschaft skizzieren. Den explorativen Charakter des dynamischen Forschungsprozesses verdeutlichend zeichnet Kapitel 2 das Vorgehen des Forschungsvorhabens nach. In Kapitel 3 schließt sich eine ausführliche Beschreibung der Untersuchungseinheit der Befragung an. Entscheidungsbäume legen in Kapitel 4 den Entscheidungsprozess für den Eintritt in eine Seniorengenossenschaft und die dortige Aufnahme eines Engagements offen. Anschließend beschreibt Kapitel 5 anhand von interpretativen Einzelfallkonstruktionen die Handlungslogiken der Seniorengenossenschaftler; ergänzend erfolgt eine Typologisierung. Daran reiht sich in Kapitel 6 die Analyse der Sichtweise zu Zeitkontensystemen als Anreizstruktur für ehrenamtliches Engagement an, basierend auf der zusätzlichen Befragung ehrenamtlich Tätiger in einem westdeutschen Seniorenbüro und einer ostdeutschen Freiwilligenagentur. Die Darstellung des Lebenszyklus von Seniorengenossenschaften in Kapitel 7 erfolgt unter Bezugnahme auf die Typologisierung. Abschließend diskutiert Kapitel 8 Anreizstrukturen und kulturelle Entfaltungskontexte für die Förderung seniorengenossenschaftlichen Engagements.

Insgesamt wurden 27 Bürgerinnen und Bürger interviewt. Die zitierten Interviewpassagen sind vollständig anonymisiert. In den Befragungen, die von eineinhalb Stunden bis zu vier Stunden dauerten, erzählten die Menschen von ihrem Leben. Kindheitserlebnisse wurden geschildert, Begebenheiten in der Familie berichtet, Situationen der Trauer und solche des von Freude getragenen Wiederanfangs. Die Motive zum Engagement in der Seniorengenossenschaft und in anderen Vereinen bildeten bei der Befragung einen zweiten Schwerpunkt. Im Rahmen des Engagements in der Seniorengenossenschaft wurde von der Gewinnung neuer, das Leben begleitender Freude berichtet, aber auch Enttäuschungen wurden geschildert. Ohne diese 27 Lebensgeschichten, die geäußerten Gedanken, das Lachen und auch manches Mal das Weinen, das die Gespräche begleitete, wäre dieses Forschungsprojekt nicht zustande gekommen. Wir bedanken uns sehr herzlich bei den 27 Bürgerinnen und Bürgern, die uns vertrauensvoll vieles aus ihrem Leben offenlegten und vor deren gegliückten Lebensentwürfen wir großen Respekt haben.

Köln, im Frühjahr 2010

Ursula Köstler und Frank Schulz-Nieswandt

1 Netzwerke zur Lösung sozialer Probleme

Wir interpretieren Seniorengenossenschaften als Netzwerke (Köstler, 2007b), als Orte der Rollenorientierung, Identitätsstiftung und sinngebenden Personenwerdung, ohne außer Acht zu lassen, dass auch strategische Überlegungen zum Eintritt in eine Seniorengenossenschaft sowie zum Engagement dort grundlegend sein können. Beginnen wollen wir mit einigen theoretischen Überlegungen, die den Rahmen zeichnen, innerhalb dessen sich das Forschungsfeld zentriert, die aber auch deutlich machen, wie vieldimensional ein Forschungsvorhaben ist, das den Menschen und seine Netzwerke in den Mittelpunkt stellt.

1.1 Netzwerke als Form und als Norm

Netzwerke sind ein universelles Phänomen des Menschen. Der Mensch lebt nur in Wechselwirkung zum Mitmenschen, und seine soziale Welt ist eine solche der sozialen Beziehungen. Zugleich lebt der Mensch in den Netzwerken als personalisierte Individualität. Dies bedeutet, dass er einerseits seine Identität in den Rollenorientierungen findet, die mit den sozialen Beziehungen verbunden sind. Denn er ist so gesehen nur als Mitmensch selbst eine Person. Auf der anderen Seite kann er aufgrund seiner Besonderheit als personales Selbst, eben seines Ich-Bewusstseins, Distanz schaffen zu den Netzwerken. Eingebunden in Netzwerke gewinnt der Mensch relative Autonomiepielräume. Diese machen dann das Verhältnis des eigenen Selbst zu den sozialen Bindungen zum Thema eigenständiger Reflexionen. Der Mensch hat die Seinseigenschaft, eine „exzentrische Positionalität“ einzugehen, wie Helmuth Plessner (Plessner, 2003) als philosophischer Anthropologe dies nannte.

Daraus ergibt sich die Möglichkeit, dass das Verhältnis des Menschen zu den Netzwerken seiner sozialen Beziehungen recht unterschiedliche Gestalt, verschiedene Formen und auch verschiedene Qualitäten annehmen kann. So kann der Mensch in einen Konflikt mit seinen Netzwerken geraten. Er kann sich von seinen sozialen Beziehungswelten entfremden. Er kann dort aber auch völlig aufgehen und unkritisch sich selbst und seine Autonomiemöglichkeiten verlieren.

Dabei müssen Netzwerke nicht unbedingt gesellschaftlich wertgeschätzt, akzeptiert oder gar rechtlich erlaubt sein. Es können Netzwerke abweichenden Verhaltens sein, im Sinne von kriminellen Vereinigungen oder politisch problematisierten Organisationen. Offensichtlich ist, dass im sozialpolitischen Kontext (Schulz-Nieswandt, 2010) in der Regel solche Netzwerke diskutiert werden, die individuell wie gesellschaftlich und somit auch politisch positiv geschätzt werden. Dies sind Netzwerke, die Gemeinwohlverpflichtungen aufweisen oder zumindest positive externe Effekte produzieren. Rahmengebend sind dann gewollte rechtliche Fördermaßnahmen und politische Anerkennungskulturen.

Die soziale Tatsache, um mit dem klassischen französischen Soziologen Émile Durkheim (Durkheim, 2007) zu sprechen, dass die menschliche Existenz immer „Wechselwirkungen“ unterworfen ist, wie es der klassische deutsche Soziologe Georg Simmel (Simmel, 2006) nannte, ändert nichts daran, dass die normative Debatte, welche Netzwerke aus welchen Gründen wie geschätzt, geschützt, gefördert und entwickelt werden sollen, getrennt von den empirischen Tatsachen geführt werden muss.

1.1.1 Zwei idealtypische Formen von Netzwerkbeziehungen

Individualisierte Personen haben die Möglichkeit, unterschiedliche Blickwinkel auf ihre persönlichen Netzwerke einzunehmen und sich in unterschiedliche Handlungslagen zu den Netzwerken zu begeben. Voraussetzung sind ihre einerseits seinsmäßigen, andererseits immer auch aktivierungsbedürftigen Fähigkeiten, sowohl über sich selbst reflektieren zu können als auch die eigene Einbindung in soziale Rollenkreise und somit ihre Integration in die Gruppe reflektieren zu können. In der Sozialkapital-Forschung, die sich mit den Netzwerken der verschiedenen Formen beschäftigt, werden hierzu wichtige Unterscheidungen getroffen.

Idealtypus der strategischen Klugheit

Idealtypisch gesprochen, können Netzwerke zu einem reinen Instrument individuellen Handelns werden. Dann funktionalisiert der rationale Akteur, der seinen individuellen, eigensinn-orientierten Nutzen maximiert, die Netzwerke aus strategischen Gründen. Der Akteur geht aus Gründen der strategischen Verkettung (*connectedness*) aus Klugheit (*prudence*) eine mehr oder weniger vertragliche Partnerschaft ein. Damit bleibt das kooperative Verhalten gebunden an die erwartete Aussicht auf eine ökonomische *Win-win*-Situation; nach dem so genannten *Pareto-Prinzip*. Das Netzwerk ist dann weit davon entfernt, Selbstzweck zu sein. Es ist auch kein identitätsstiftender Ort des Akteurs als Person, im Sinne der existenziellen Perspektive des Selbst-Seins im Modus des sozialen Mitseins. Das verweist bereits auf den zweiten zu behandelnden Idealtypus des Netzwerkes. Netzwerke können an mensch-

licher Qualität gewinnen und den ökonomistischen Boden verlassen. Lange Zeithorizonte können sich bei den Akteuren herausbilden. Vertrauenskapital kann entstehen, wodurch sich auch Transaktions- und Regulationskosten der strategischen Verkettungen reduzieren lassen. Auch kann, wie es in der neueren experimentellen Spieltheorieforschung geschieht, von vornherein ein gewisses Maß an Fairness-Orientierungen auch bei eigensinnig orientierten Akteuren unterstellt werden. Je nach Handlungsfeld und Themenkreis ist dies unterschiedlich und hängt generell mit unterschiedlichen Sozialisationsfolgen hinsichtlich der erworbenen Empathie-Kompetenzen der Menschen zusammen oder weist vielleicht auch Gender-Effekte auf. Von einer *Moral* (der Klugheit) kann hier die Rede sein, weil sich Ego durchaus für Alter Ego interessiert, aber eben nicht unmittelbar, sondern im wohlverstandenen Eigeninteresse. Denn die Chancen des Erfolgs des eigenen Handelns müssen die Reaktionen des anderen Akteurs (Alter Ego), mit dem der Akteur (Ego) interdependent ist, einkalkulieren – und umgekehrt; eventuell sogar im Rahmen einer längeren Handlungskette.

Die neuere Sozialkapital-Forschung nennt dies *weak ties*. Wir entnehmen dem klassischen deutschen Soziologen Max Weber die Definition, Idealtypen (auch Gerhardt, 2001) seien als theoretische Konstrukte zu verstehen, die wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit absichtlich und gezielt überzeichnen, um Ausschnitte dieser sozialen Wirklichkeit gedanklich ordnen und entsprechend erfassen zu können. Dann wird wiederum deutlich, dass es sich zunächst nicht um eine Abbildung eines konkreten empirischen Sozialgebildes handelt. Auch meint *Ideal-Typus* nicht normativ einen sozial oder gar moralisch erwünschten Typus. Dagegen sind Realtypen nicht Kunstkonstrukte der gewollt-gezielten Übersteigerung eines Merkmals, sondern es geht, ungeachtet der Häufigkeitsverteilung ihres Auftretens, um reale Fälle. In empirisch fundierter Weise vereinigen diese realen Fälle dann nach kontrollierten Zuordnungskriterien festgehaltene Merkmalsausprägungen so verdichtend auf sich, dass diese realen Typen von anderen realen Typen faktisch zu unterscheiden sind.

Das bedeutet, dass der Idealtypus des strategischen Verkettungsmotivs des *homo oeconomicus* durchaus mit anderen Motiven gemischt vorliegen kann. Dieser Idealtypus kann als eine Dimension in einen Realtypus eingehen, so dass es zu einer empirischen Typologie kommen kann. Der Übergang von Ideal- zu Realtypen-Bildungen wird deutlich, wenn wir uns den zweiten Idealtypus der netzwerkbezogenen personalen Haltung anschauen.

Idealtypus des Selbst-Seins im sozialen Mitsein

Im Fall der Netzwerke, die von *strong(er) ties* gekennzeichnet sind, geht es mehr als um Nutzenmaximierung und Strategien. Und unsere Analyse wird offenlegen, Seniorengenossenschaften sind derartige Netzwerke. Dort geht es um Daseinsweisen und Existenzmodi des Menschen als Person, während es in *Weak-ties*-Netzwerken viele Flexibilitäten durch Brückenbildungen (*bridging*) zwischen Individuen gibt und wenig feste Bindungen (*bounding*).

Es geht in *Strong-ties*-Netzwerken psychologisch um die Möglichkeit, dass Individuen sich in Netzwerken als *strong ties* personalisieren können und zu einer reifen, bindungsfähigen Autonomie gelangen. Eben, weil sie sich aufgaben- und rollenorientiert gerade durch die liebende Sorgearbeit in Bindungen kulturell einbetten – im Unterschied zur strategisch-opportunistischen Verkettung. Individuen gelangen zu einem Identitätskonzept dergestalt, dass im Gegensatz zum Idealtypus der strategischen Klugheit des mit dem Alter Ego interdependenten *homo oeconomicus* eine gleichgewichtige Balance in einer Ich-Du-Wir-Figuration ermöglicht wird. Dies bedeutet, dass das Person-Sein in der Balance zwischen Ich-bezogener Selbstsorge, Du-bezogener Mitsorge und Wir-bezogener Fremdsorge eine identitätsstiftende Verankerung im Netzwerk der sozialen Beziehungen findet. Mit diesem Denken in der sozialen Figuration, dem Konzept des *homo figurativus*, lehnen wir uns einerseits an die Soziologie von Norbert Elias (Elias, 2006) an, andererseits sozial- und individualpsychologisch an George Herbert Mead (Mead, 2008) und Erik K. Erikson (Erikson, 2005).

Vielleicht wirkt dieser Idealtypus auch normativ *idealer* auf uns, da sich eine Parallele zu Immanuel Kants Ethik ziehen lässt. Gemäß Kant (Kant, 1984) soll der Mensch immer nur Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck sein. Und der Mensch solle so handeln, dass er sein Handeln auch dann noch als verallgemeinerungsfähig und gültig anerkennen kann, wenn er sich in die Lage der Menschen versetzt, die von seinem Handeln betroffen sind. Wir rezipieren hier die Ethik von Kant bereits sehr soziologisch und psychologisch. Diese Überprüfung der eigenen Handlungsgrundsätze setzt Empathiefähigkeiten voraus. Der Mensch wird diskutiert als Rollenspieler, der auf die externen Effekte seines Handelns achtet. Auch Adam Smith (Smith, 1979) hat dies so gesehen, indem er die sittlichen Grundlagen ökonomischer Transaktionen in eben einer solchen Sympathie verwurzelt sah. Bei Smith war Ökonomie noch nicht völlig getrennt von der Moralphilosophie, und die entstehenden modernen Marktbeziehungen wurden noch als eingebettet in die menschlichen Beziehungen des Gemeinwesens verstanden. Heute ist die Debatte um diesen Idealtypus des personalen Selbst-Seins im Modus des sozialen Mitseins im Lichte einer langen, variantenreichen Geschichte des Personalismus in Philosophie und Theologie des 20. Jahrhunderts als Philosophie der Liebe und der Gabe von andauernd heftiger Intensität geprägt; vor allem in der (Rezeption der) modernen französischen Philosophie und (theologischen) Anthropologie.²

1.1.2 Realtypische Formen von Netzwerkbeziehungen

Die breite Debatte um die Möglichkeiten eines *rationalen Altruismus* hat die empirischen Mischungschancen darlegt. Menschen können ihre eigenen Nut-

² Angesichts der breiten Diskussion sei nur heraushebend verwiesen auf Ricoeur (2006) sowie auf Caillé (2008). Zur Orientierung dient u. a. Pulcini (2004).

zueinander mit den Nutzenfunktionen anderer Menschen verschachteln und sich für das Nutzenniveau der anderen Menschen interessieren. Sie geben freiwillig Ressourcen an andere Menschen ab, weil sie sich dann gemeinsam mit den anderen Menschen besserstellen. Allerdings peilen sie ein Gleichgewicht zwischen dem Nutzenverlust durch den Ressourcentransfer einerseits und ihrem Nutzengewinn durch die Besserstellung des transfer- oder hilfeempfangenden anderen Menschen an. Für beide ist es eine nach dem Pareto-Prinzip definierte gemeinsame Besserstellung, definiert als Win-win-Situation (Hochman & Rodgers, 1969). In vielen ökonomischen Transaktionen und Netzwerkbildungen gilt diese Pareto-Lösung als notwendige Voraussetzung und muss durch rechtliche Rahmenbedingungen ermöglicht werden.

1.1.3 Motivik des Gebens und die Qualität von Netzwerkbeziehungen

Die Motive des Gebens und Nehmens sind vielschichtig, eingebettet in den komplizierten gesellschaftlichen Kontext der konkreten Handlungssituation. Deutlich wird, dass die Qualität der Gabe nicht frei ist von Bedingtheit und Begrenztheit, von Obligationen und kalkulierender Logik. Ebenso fundamental ist, dass die so entstehende, wenn auch oft nur flüchtige Netzwerkbeziehung von der Art der Motive abhängt.

Es gibt viele Motive der Gabe und des sich entwickelnden Systems des Gebens und Nehmens in sozialen Beziehungen und Netzwerken: Liebe, Respekt, gegenseitige Anerkennung, erwartete/kalkulierte Dankbarkeit oder Suche nach öffentlichem Ansehen, Gnade und Barmherzigkeit, Mitleid, Freundschaft, Freigiebigkeit oder Großzügigkeit, Angst, Schuld, Pflicht, Scham und Ekel, Herrschafts- und Machtinteressen, Dominanzstreben etc. Phänomenologisch ist das Feld der Möglichkeiten groß. Es dürfte aber sehr schnell evident sein, dass die Selektion der Motive oder ihre Mischung bzw. die akzentuierte Dominanz eines der Motive überaus mitentscheidend für die Qualität der Systeme des Gebens und Nehmens in Netzwerken ist. Auch dies werden wir zeigen, denn unsere interpretatorische Analyse wird sowohl die Motivfacetten als auch die bei manchem Mitglied zutage tretende individuelle Dominanz eines Motivs offenlegen – und damit auch Dimensionen der Qualität des Unterstützungsnetzwerkes Seniorengenosenschaft.

1.1.4 Reziprozität und Gabe

Der Definition von Robert Putnam folgend setzt sich das Sozialkapital aus drei Dimensionen zusammen: dem Klima des Vertrauens, dem sozialen Engagement der Bürger sowie den Reziprozitätserfahrungen. Unter dem Prinzip der Reziprozität verstehen wir das Gegenseitigkeitsprinzip des Gebens und Nehmens. Dieses Verständnis des Sozialkapitals kann auf ganz verschiedene Forschungsfelder übertragen werden: auf zivilgesellschaftliche Zusammen-

hänge der Demokratieentwicklung, auf die soziale Wohlfahrtsproduktion des bürgerschaftlichen Engagements und des *Dritten Sektors* sowie auf regional-ökonomisch relevante Netzwerkbildungen etc.

Die ältere, klassische Forschung zur Reziprozität (Polanyi, 2007; Sahlins, 1994; Mauss, 2007, aber auch neuere Autoren wie Godelier, 1999 u. a.) hat verschiedene Formen der Reziprozität unterschieden. Die ökonomische Theorie, auch unter Fairness-Aspekten, orientiert sich meist an dem Typus der ausbalancierten Gegenseitigkeit. Vermieden werden soll vor allem die *negative Reziprozität* der Trittbrettfahrer und minimiert werden sollen die Wohlfahrtsverluste, die durch *moral hazard* in kollektiven Güter-Situationen entstehen. Dieses Denken ist ganz utilitäts-zentriert und orientiert sich am Modell des marktausch-orientierten Vertrages. Es geht um Pareto-Lösungen. Entsprechend wichtige Situationseigenschaften werden daher in der Asymmetrie der Informationsverteilung zwischen den Netzwerkpartnern gesehen. Auch können Qualitätsprobleme, insbesondere bei Dienstleistungen, durch Schwierigkeiten einer hinreichend vollständigen Spezifizierung des Vertrages entstehen. Die ökonomische Theorie entdeckt hier die Bildung von Vertrauenskapital als Strategie der Reduktion von Unsicherheit. Das Problem der Transformation kurzer in längere Zeithorizonte (Nachhaltigkeitsprobleme) wird erkannt; auch die soziale Tatsache, dass Gabe und Gegengabe homomorph, aber auch heteromorph sein können (Gouldner, 1960).

Die angeführten Klassiker, alle aus einer fachlich breit und daher offen interessierten Ethnologie und Soziologie kommend, haben aber vor allem den Typus der *generalisierten Norm der Reziprozität* darlegen können. Generalisierte Reziprozität ist nicht am ausgeglichenen Nutzen orientiert, sondern fundiert einen Gabe-Überschuss. Diese Forschungstradition ist deutlich anti- oder trans-utilitaristisch orientiert (Caillé, 2008, aber auch Debatten hinsichtlich der Beiträge etwa von Bataillé, Lévinas und Derrida). Auch Marcel Mauss, der Klassiker, muss differenzierter eingeschätzt werden, als dies oft der Fall ist. Mauss zeigt in der Gabe zugleich die Schaffung von Obligationen zur Gegengabe. Zusätzlich hat Mauss destruktive Gabe-Mechanismen, so das berühmte Potlatsch-Phänomen, mitunter ins Zentrum gerückt. Mauss hat aber die Gabe nicht ökonomisiert und in ihr nur einen verkannten Marktausch gesehen. Zentral ist ein symbolischer Überschuss der Gabe. Die Gabe als *fait social total* stiftet Gemeinschaft, zugrunde gelegt in der *Mahlgemeinschaft* als *Tischgenossenschaft*. Kennzeichnend ist ihre Mehrdimensionalität, da ihr rechtliche, religiöse, moralische, politische und ökonomische Dimensionen innewohnen. Und weiterhin personalisiert sie die Mitglieder dieser Gemeinschaft. So ist es kein Zufall, dass diese Gabe-Debatte breiten Eingang in die neuere theologische und philosophische Anthropologie gefunden hat.

Wir haben zuvor auf die Problematik von Ideal- und Realtypen-Bildungen hingewiesen. Bei Realtypen der Netzwerk-Haltung der Menschen ist sicherlich immer auch eine ökonomische Dimension enthalten. Sozialer Fortschritt benötigt auch dynamische Effizienz, um veraltete Pfade zu verlassen, *strong ties* zu überwinden und Netzwerke mit ihrer Vertrauens(kapital)eigenschaft als Transaktionskosten senkend zu verstehen. Dennoch beobachten wir oft-

mals, dass die Motivmischungen komplexer sind. Vor allem weisen die Netzwerk-Orientierungen der Menschen ausgeprägte gemeinsinnbezogene Haltungen und empathiefundierte Solidareinstellungen auf. Mutualitätsgebilde sind daher oftmals von Solidarorientierungen im Sinne eines Gabe-Überschusses gegenüber einer reinen Orientierung an einer ausbalancierten Bilanz von Geben und Nehmen ausgerichtet. Und eben diesen das Netzwerk Seniorengenosenschaft fundierenden Gabe-Überschuss erachten wir als zentral für die lebendige Umsetzung der Idee Seniorengenosenschaft sowie für deren mittel- und langfristige Stabilität.

Verlassen wir nun den rahmensetzenden Boden der theoretischen Überlegungen und kommen zu unserem Forschungsvorhaben, das intensive Einblicke in das Wirken von Seniorengenoschaften als soziale Netzwerke der Hilfe auf Gegenseitigkeit bietet. Es zeigt sich ein buntes Bild an Realtypen. Offengelegt wird ein hohes Maß an Solidarbereitschaft der Mitglieder untereinander innerhalb des Unterstützungsnetzes Seniorengenosenschaft, aber auch über den Verein hinaus. Aufgabenorientiert suchen und finden die Mitglieder in ihrem Geben für andere einen Sinn. Dabei leben die Realtypen zahlreiche Dimension des Gebens auf der Skala von Ego-zentriert bis Alter Ego-zentriert.

1.2 Hilfe zur Selbsthilfe

Seit Anfang der 1990er Jahre gründen sich in Deutschland Initiativen der Hilfe auf Gegenseitigkeit, die unter den Begriff Seniorengenosenschaft gefasst werden können. In einer Zeit, die der kommunitaristischen Diskussion³ folgend durch einen Wertewandel in Richtung zunehmender Individualisierung und starker Tendenzen des An-sich-Denkens beschrieben wird, erfolgt mit dem Konzept der Seniorengenosenschaft eine Neukomposition traditioneller Formen der Solidarität. Bürgerinnen und Bürger unterstützen sich gegenseitig, leben eine Art Zugehörigkeit zu der erfahrenen Gemein-

3 Der Kommunitarismus, ursprünglich aus den USA kommend, betont die Eigenverantwortung des Einzelnen, fundierend auf Gemeinschaft und Gemeinsinn. Auch in Deutschland setzte Mitte der 1990er Jahre eine bis heute andauernde Diskussion über Werte und über ein neues Verständnis des Zusammenspiels von Staat und Bürgergesellschaft sowie deren neu zu interpretierenden Rollen ein; dazu Kaiser (2007). Kaiser gibt eine umfassende Einführung in die Idee des Kommunitarismus, die er dann im zweiten Teil seines Buches um eine Rezeption des Kommunitarismus in Deutschland erweitert.

schaft Seniorengenossenschaft, und es entsteht – entgegen Putnams *Declining-social-capital*-These (Putnam, 1995, S. 73) – Sozialkapital⁴.

In Seniorengenossenschaften wird in Vereinsform eine ursprüngliche Hilfeform der gegenseitigen Unterstützung gewährt, gleichzeitig werden unterschiedliche Formen der Gesellung erfahren. Zeitkonten dienen als Verrechnungssystem für geleistete und erhaltene Hilfen.⁵ Es wird ein Geben, Nehmen und Erwidern gelebt (dazu: Adloff & Mau, 2005). So wie es Marcel Mauss (Mauss, 1975) in seiner Theorie der Gabe fundierte.⁶ Bei den Seniorengenossenschaften ist die Gegengabe eine Option, die, in der Zukunft eingelöst, dann Reziprozität bedingt. Die Ausgangsthese für das hier vorgestellte Forschungsvorhaben ist: Das Handeln der Mitglieder von Seniorengenossenschaften ist in einer gabe-basierten Motivation fundiert, die die in Seniorengenossenschaften gelebte generalisierte Reziprozität stabilisiert (Köstler, 2006b; Köstler, 2007a). Darauf aufbauend interessiert die Frage: Was ist es, das Menschen dazu motiviert, sich auf die Idee Seniorengenossenschaft einzulassen, an die Idee Seniorengenossenschaft zu glauben und diese aktiv mit Leben zu füllen? Die Mitglieder der Seniorengenossenschaften bewirken etwas, und es macht für die Gesellschaft einen Unterschied, ob diese Menschen da sind oder nicht. Etwas für andere zu tun setzt eine bestimmte Einstellung gegenüber den Mitmenschen voraus. Das Leben wird interessanter, wenn man sich mit anderen Menschen befasst; auch gewinnt das Leben an Qualität, wenn man etwas bewirkt und nicht nur die eigenen Interessen verfolgt. Genau diesen Spuren folgt das explorative Forschungsprojekt mit seiner zentralen Forschungsfrage: Was hat lebensgeschichtlich bewirkt, dass sich Bürger in Seniorengenossenschaften engagieren und für andere und mit anderen etwas entstehen lassen?

1.2.1 Bürgerschaftliches Engagement

Bekannt unter dem Konzept des Welfare Mix erfolgen seit Ende der 1980er Jahre politische Umorientierungen der wohlfahrtsstaatlichen Agenda. Der Staat entdeckt den Leitgedanken Hilfe zur Selbsthilfe, gleichzeitig wird die Vision einer aktiven Bürgergesellschaft als gesellschaftliche Lebensform des bürgerschaftlichen Engagements entwickelt. Durch den Umbau von Dienst-

4 Vgl. Helmbrecht (2005). Helmbrecht diskutiert die von Putnam aufgestellte These des Verfalls von Sozialkapital und entwickelt als Gegenstück die These einer Transformation der solidarischen Grundlagen in modernen Gesellschaften.

5 Zum konstitutiven Doppelcharakter des Sozialgebildes Seniorengenossenschaft: Schulz-Nieswandt (2006).

6 Marcel Mauss' bekannter Aufsatz *Essai sur le don* aus dem Jahre 1924 wird in den letzten zwei Jahrzehnten in zahlreichen wissenschaftlichen Beiträgen unterschiedlicher Disziplinen diskutiert. Einen sehr gut strukturierten Überblick geben Adloff & Mau (2005). Eine interessante Diskussion bekannter Spiele der Wirtschaftstheorie im Licht der Theorie der Gabe bietet Huck (2008).

leistungen im sozialen Bereich wird versucht, die Rolle der freien Träger und der informellen Hilfesysteme zu stärken. Die Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements 2002 fordert die Stärkung einer aktiven Bürgergesellschaft. Einer Bürgergesellschaft, die ein Netzwerk von selbst organisierten, freiwilligen Zusammenschlüssen bildet und die neben Staat, Wirtschaft und Familie eine tragende Rolle bekommt. Dabei definiert die Enquete-Kommission Bürgergesellschaft als „ein Gemeinwesen, in dem die Bürgerinnen und Bürger auf der Basis gesicherter Grundrechte und im Rahmen einer politisch verfassten Demokratie durch das Engagement in selbstorganisierten Vereinigungen und durch die Nutzung von Beteiligungsmöglichkeiten die Geschicke des Gemeinwesens wesentlich prägen können“ (Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements, 2002, S. 59). Bürgerschaftliches Engagement ist „freiwillig, nicht auf materiellen Gewinn ausgerichtet, gemeinwohlorientiert, [...] findet im öffentlichen Raum statt und wird in der Regel gemeinschaftlich/kooperativ ausgeübt“ (Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements, 2002, S. 86 f.). Dabei bedarf es der Anerkennung und Förderung bürgerschaftlichen Engagements unter der Vorsicht der Überschätzung der Wirkungskreise bürgerschaftlichen Engagements (Schulz-Nieswandt & Köstler, 2009).

Die Bürger beteiligen sich an den öffentlichen Aktivitäten. Der zweite Freiwilligensurvey konstatiert eine bedeutende Zunahme sowohl der Quote als auch der Intensität des freiwilligen Engagements im Zeitraum von 1999 bis 2004. Gestiegen sind das externe Engagementpotenzial, das das Engagementpotenzial derjenigen erfasst, die bisher nicht engagiert sind. Aber auch das interne Engagementpotenzial ist gestiegen, das Potenzial derjenigen, die bereits engagiert sind und bereit sind, ihr freiwilliges Potenzial auszudehnen. Im Jahre 2004 engagierten sich 36 % der Bevölkerung freiwillig, 12 % waren zum freiwilligen Engagement bestimmt bereit, 20 % waren zum Engagement eventuell bereit, und 32 % engagierten sich nicht (BMFSFJ, 2005, S. 18). Schon jetzt liegt bei den Menschen ab 60 Jahren die Engagementquote bei 30 % (BMFSFJ, 2005, S. 313). Hervorzuheben ist, dass im Jahre 2004 das externe Engagementpotenzial bei den 60-Jährigen und Älteren bei 19 % lag und das interne Engagementpotenzial bei 13 % (BMFSFJ, 2005, S. 323 und 326).

Das Engagementpotenzial der Menschen des dritten Lebensalters erkennend sind in den letzten Jahren vielfältige Angebote für ältere Menschen entstanden: Das vom Bundesministerium für Familie und Senioren von 1992 bis 1997 geförderte *Modellprogramm Seniorenbüro* hatte zum Ziel „die soziale Einbindung älterer Menschen zu stärken, indem ihre eigene Aktivität in den Bereichen gefördert wird, die sie in Kontakt mit anderen Menschen bringen und ihre soziale Kompetenz herausfordern.“⁷ Das Modellprogramm *Erfah-*

⁷ Bundesministerium für Familie und Senioren (1994, S. 6 und 7). Es sollen „neue Formen freiwilliger Gemeinschaft“ entstehen, die zu einer „Kultur der Mitmenschlichkeit“ beitragen.